

Leseprobe aus:

Kate Pepper

Es ist niemals vorbei



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

TEIL EINS

EINS

Ich öffnete die Augen, und prompt fing Ben an zu weinen. So war es jeden Morgen, als hätten wir beide eine innere Uhr, die genau gleich tickte. Ich wurde wach und sah den ersten Streifen Tageslicht an den Rändern der schwarzen Jalousien unserer Schlafzimmerfenster aufschimmern. Das Grau der Wände verblasste zu Weiß. Ich erkannte das goldene Fahrrad und den silbernen Mond auf dem gerahmten Poster an der Wand gegenüber. Dann begann das Weinen. Zuerst stimmte er ein paar zaghafte Probelaute an, die in leises Wimmern übergingen. Dann konnte man meinen Namen heraushören. Nicht meinen Vornamen – nicht Karin –, sondern *Mommy*. Vor etwa einem halben Jahr hatte Ben mich zum ersten Mal so gerufen. Ich war in Tränen ausgebrochen. Ich hatte noch im Halbschlaf vor mich hin gedämmert und einen Moment lang geglaubt, Cece verlange nach mir. Aber dann wusste ich wieder, dass es sie seit gut drei Jahren nicht mehr gab, und die Erinnerung an ihren kleinen toten Körper und die blutbespritzten Wände blitzte vor mir auf. Ich musste heftig den Kopf schütteln, um die Erinnerung zu verjagen.

Langsam richtete ich mich auf, um zu Ben zu gehen. Mac strich mir mit den Fingerspitzen so sacht über den Rücken, dass ich zusammenzuckte. Ich dachte, er schliefe noch.

«Ich gehe», sagte er.

«Nein, ist schon gut.»

«Doch, lass mich das machen.»

Ich legte mich zurück, schloss die Augen und hörte, wie mein Mann das Schlafzimmer durchquerte und in den Flur trat. Hörte die Spülung der Toilette und dass er in Bens Zimmer auf der anderen Flurseite ging. Aus dem klagenden «Mommy?» wurde ein gejauchztes «Daddy!». Dann Stille: Offenbar wechselte er Bens Windeln. Dann kehrte Mac mit Ben auf dem Arm zurück und sagte: «Hier habe ich ein Geschenk für dich.» Ben kuschelte sich an mich. Ich atmete seinen süßen, frischen Morgenduft ein und strich ihm sanft über den Kopf. Seine Haare waren dunkel wie die seines Vaters, bevor er graue Strähnen bekommen hatte. Ich schmuste mit meinem kleinen Sohn, bis Mac mit zwei Tassen Kaffee und der Morgenzeitung zurückkam. Ehe er zum Duschen und Rasieren ins Badezimmer ging, stellte er den Fernseher an. Ben krabbelte zum Fußende des Betts. Als er sah, dass die *Sesamstraße* lief, setzte er sich kerzengerade auf.

Mac, der zur Haustür gegangen war, um die Zeitung von der Eingangstreppe hereinzuholen, rief: «Es ist jetzt schon heiß draußen. Soll ich die Klimaanlage einschalten?»

«Noch nicht.» Die Klimaanlage war zwar wunderbar, um die feuchte Hitze der letzten Augusttage zu vertreiben, aber mich störte ihr Summen. Ohnehin würde es nicht mehr lange dauern, bis der Herbst begann und uns den ersten frischen Wind sandte. Ich hievte mich hoch, trank ein paar Schlückchen Kaffee und schlug die Zeitung auf. Die ersten Nachrichtenseiten überflog ich. Dann kam ich zum Wirtschaftsteil, und Macs Gesicht sprang mir entgegen. Mir fiel wieder ein, dass ihn vor kurzem ein Reporter zu seiner neuen Position interviewt hatte.

«Mac!»

«Was ist?»

«Der Artikel ist erschienen.»

Mit der Zeitung in der Hand stieg ich aus dem Bett und

klopfte an die Badezimmertür. «Ich bin's. Mach auf.» Mac verschloss immer die Tür, weil wir nicht wollten, dass Ben sie überraschend aufstieß und Mac nackt sah – mit all den Narben auf seinem Körper, diesen allzu sichtbaren Beweisen unseres früheren Lebens bei der Polizei. Eines Tages würden wir unserem Sohn von den beiden Serienmördern erzählen. Mac und ich nannten sie JPPs. Es stand für «just plain psycho», «einfach nur krank». So fiel es uns leichter, mit der Erinnerung an die beiden Wahnsinnigen umzugehen, die meinen ersten Mann und mein erstes Kind auf dem Gewissen hatten. Auch Mac hätten die beiden beinahe das Leben gekostet. Aber das durfte Ben noch nicht erfahren. Er war noch ein unschuldiges kleines Wesen in der niedlichsten Phase seines jungen Lebens. So niedlich war auch meine Tochter gewesen, ehe das mörderische Duo zuschlug. Ihren dritten Geburtstag hatte Cece nie erlebt. Nach und nach würde die Welt Ben seiner Unschuld berauben. Dann, wenn die Zeit reif war, würden wir ihm alles erzählen.

Die Badezimmertür schwang auf. Mac war nackt, bis auf das Badetuch, das er sich um die Hüften geschlungen hatte. Brust und Rücken waren von kleinen weißlichen Narben gesprenkelt, die einfach nicht verschwinden wollten. Gleich unter seinem linken Schlüsselbein war er tätowiert – ein Anfall jugendlicher Rebellion. Das Tattoo zeigte eine münzgroße lavendelblaue Dahlie. Mac hatte sich damals gegen seinen Vater gewehrt, der ihn zum Studium drängte, weil er nicht wollte, dass sein Sohn im Eisenwarengeschäft der Familie endete. Mac hatte schließlich eingesehen, dass sein Vater recht hatte, und nachgegeben. Die Tätowierung hingegen war geblieben. Mac hatte einmal gewitzelt, wenigstens müsse er niemandem sein Leben erklären, sondern nur das Hemd hochziehen – das Tattoo und die Narben würden seine Geschichte schon erzählen.

Macs eine Wange, einschließlich des Grübchens im Kinn, war noch voller Rasierschaum, die andere schon frisch rasiert. Ich hielt ihm die Zeitung hin und deutete auf das Foto, das ihn an seinem Schreibtisch in der Unternehmenszentrale von Quest Security sitzend zeigte. Die Bildunterschrift lautete: «Seamus ‹Mac› MacLeary, neuernannter Direktor der Forensik». Das Foto gehörte zu einem Artikel mit der Überschrift «MacLeary übernimmt überraschend Nachfolge von Stein».

Mac runzelte die Stirn. «Ich dachte, das würde erst in ein paar Tagen kommen. Der Typ hatte mich vorher benachrichtigen wollen.»

«Das hat er offenbar nicht.»

«Wer weiß? Am Wochenende habe ich meine E-Mails nicht gelesen.» Mac betrachtete nachdenklich das Foto. «Vielleicht hätte ich doch kein Interview geben sollen.»

«Inzwischen arbeitest du in der freien Wirtschaft», erinnerte ich ihn. «Da ist man ungeschützt. Außerdem hat deine Beförderung Aufsehen erregt, denn Deidre war allseits beliebt.»

Mac seufzte und zuckte mit den Schultern. «Hast du den Artikel gelesen? Weißt du, was man über sie schreibt?»

Ich überflog den Artikel auf der Suche nach ihrem Namen. «Hier steht, dass sie von einem Tag auf den anderen gehen musste. Von einem mutmaßlichen ‹Korruptionsskandal› ist die Rede. Es heißt, angeblich habe sie in einem hochkarätigen Fall gegen Geld Beweise unterschlagen.»

«Mutmaßlich und angeblich», sagte Mac. «Das ist doch gar nichts. Den Betrug muss man ihr erst einmal nachweisen können. Jedenfalls stört es mich unendlich, auf dem Weg zu ihrem Job gekommen zu sein.» Den letzten Satz hatte Mac in der Woche seit Deidres Entlassung wie ein Mantra ständig wiederholt. Und wenn er damit fertig war, hatte er mit seinem zwei-

ten Mantra begonnen: «Ich hoffe, sie strengt eine Gegenklage an. Wegen Rassendiskriminierung oder sexueller Diskriminierung oder beidem.»

Ich kannte Deidre von ein paar flüchtigen Begegnungen. Sie war eine hellhäutige Afroamerikanerin Mitte dreißig. Ich wusste, dass sie eine hervorragende Ausbildung hatte und als effektive und kompromisslose Managerin bekannt war. Über ein Jahr hatte Mac mit ihr zusammengearbeitet und immer nur gut über sie gesprochen. Dann sägte man sie ab und bot Mac ihren Posten an. Ihn anzunehmen, war ihm schwergefallen, aber er kannte seine Pflichten. Nach zwei Jahrzehnten im Polizeidienst von New Jersey war er kein Mann, der viel Trara machte oder jammerte.

«Es gibt eine gute und eine schlechte Nachricht», hatte er mich vor einer Woche abends begrüßt. «Welche willst du zuerst hören?»

Ich sah ihn schweigend an. Mac wusste, dass ich überhaupt keine schlechten Nachrichten hören wollte.

«Na schön», fuhr er fort. «Dann zuerst die gute. Ich habe eine saftige Gehaltserhöhung bekommen. Die schlechte lautet, dass sie die Sache durchgezogen haben. Deidre ist draußen, und ich bin jetzt der Chef.»

Ich sagte, eine Beförderung dieses Kalibers sei doch eine Ehre, ganz zu schweigen von dem höheren Einkommen. Das Geld sei eine Wohltat, denn schließlich bekäme ich zurzeit nur meine Berufsunfähigkeitsrente. Diese Schecks waren eine weitere unschöne Erinnerung daran, dass mein Leben und meine Arbeit auf grauenhafte Weise kollidiert waren. Und natürlich hatte die Mutterschaft mein Studium verlangsamt. Ich hatte es zwar nicht aufgegeben und belegte am John Jay College of Criminal Justice Kurse in forensischer Psychologie, aber die Vorbe-

reitung auf meine zweite Karriere zog sich hin. Am Wochenende, nach ein paar Margaritas bei unserem Mexikaner, hatte Mac scherzhaft vorgeschlagen, wir sollten unsere Nachnamen ändern und uns einfach Mr und Mrs Forensik nennen. Ich hatte gelacht, aber dann war mir der Gedanke gekommen, dass diese Bemerkung womöglich seine Enttäuschung darüber verriet, dass ich als Karin Schaeffer noch immer an dem Nachnamen meines ersten Mannes festhielt. Val, Macs erste Frau, hatte den Namen MacLeary schließlich gleich nach ihrer Wiederverheiratung in Ng ändern lassen.

Mac tupfte sich den Rasierschaum mit einem Handtuch ab und gab mir einen Kuss. Seine Haut roch nach dem würzigen Duft, den ich ihm am Vatertag mehr als Scherz überreicht hatte. Vielleicht würde ich ihm im nächsten Jahr eine Krawatte aussuchen? Und im Jahr darauf einen Golfball als Briefbeschwerer. Mac dagegen hatte den Muttertag ernst genommen. Statt irgendeiner Albernheit hatte er mir wundervolle Ohrringe und einen duftigen Seidenschal geschenkt.

«Hast du noch Zeit zu frühstücken?», fragte ich.

«Habe ich.»

Das Telefon klingelte. Auf dem Weg zum Kleiderschrank im Schlafzimmer nahm Mac den Hörer ab. Zweimal sagte er «Hallo?». Dann legte er wieder auf.

«Wer war das?»

«Unbekannt.»

«Den kann ich nicht leiden.»

Wir lachten.

Eine Minute später ging das Telefon erneut. Auf dem Display stand *NYPD – New York Police Department*. Ich ging ran.

«Hallo, Karin, hier ist Billy. Mac ist berühmt geworden, ich habe es eben gelesen.» Detective Billy Staples gehörte zu un-

serem alten Revier, dem 84. von Brooklyn. Inzwischen war er Macs engster Freund geworden. Billy hatte miterlebt, wie Mac die Polizei von Mapleton verließ, hierherzog, mich heiratete und ein neues Leben begann. «Wie fühlt man sich denn, wenn man mit einem Obermufti zusammenlebt?»

«Mach du ihm erst mal klar, dass er das ist.» Ich reichte Mac den Hörer. Er klemmte sich ihn zwischen Schulter und Ohr und schnallte dabei seinen Gürtel zu.

Sesamstraße war inzwischen zu Ende, und ein Zeichentrickfilm lief. Ich stellte den Fernseher aus und machte Ben zum Frühstück fertig.

«Heute Abend kann ich nicht», hörte ich Mac sagen. «Karin hat einen Kurs.» Er lauschte, warf mir einen Blick zu und fragte: «Kannst du Freitag? An allen anderen Abenden hat er etwas vor.»

«Für Freitag haben wir doch unser Dinner im Union Square Café geplant!» Der Termin war mir wichtig, und das hörte man an meinem Tonfall. Unser zweiter Hochzeitstag würde zwar erst Samstag sein, aber für den Tag hatten wir keinen Tisch mehr bekommen und unser Dinner stattdessen auf Freitag vorgezogen. Solche Verschiebungen waren wir zwar gewohnt, schließlich hatten wir erst geheiratet, als ich im fünften Monat schwanger war, aber diesen Tisch hatten wir nun schon vor über einem Monat gebucht.

Mac hatte das offenbar vergessen, und es war ihm sichtlich unangenehm. «Billy möchte mich zu einem Drink einladen», flüsterte er. «Um auf die Beförderung anzustoßen.»

«Geh heute Abend», erwiderte ich. «Ich werde Mom bitten, auf Ben aufzupassen.»

«Bist du sicher?»

«Ganz sicher.»

Mac und Billy verabredeten, sich nach der Arbeit in einer Bar namens Boat an der Smith Street zu treffen.

Ich reichte Ben an Mac weiter. Mac sah jetzt aus wie aus dem Ei gepellt, in flottem grauem Anzug, weißem Hemd und blauem Schlips mit Paisleymuster. Er nahm Ben hoch und trug ihn nach oben. Ich zog die Jalousien hoch. Helles Sonnenlicht durchflutete das Schlafzimmer.

Ich hatte in der Armee gedient, war Polizistin und anschließend Detective gewesen. Ein Wahnsinniger und seine Muse hatten mir Leben, Herz, Seele und Geist zerstört. Und jetzt stand ich da, an einem hellen Sommermorgen, lebte und fühlte mich gut. Wenn man nach alledem glücklich sein konnte, dann war ich es in diesem Augenblick.

Es war schon nach elf Uhr abends, als ich aus der U-Bahn stieg. Hinter mir lagen die ersten Stunden des neuen Seminars zum Thema *Der Psychopath in Kriminologie und Kunst*. Der Kurs gehörte zu einem interdisziplinären Studienprogramm, das sich Psychologie-ISP nannte. Ich fand es etwas merkwürdig, die Psychopathologie im Kontext von Fernsehserien und Filmen zu studieren, denn darum ging es vorrangig. Meistens lagen die Macher dieser Produktionen doch daneben. Ich konnte es kaum fassen, wie man die Fälle dermaßen schlampig darstellen und sogar verklären konnte, denn im wahren Leben waren sie nie etwas anderes als schrecklich und kannten keinerlei Erlösung, weder für die Aufklärer noch für die Opfer. Die Idee einer höheren Gerechtigkeit war doch ein Witz! Trotzdem musste ich zugeben, dass der Professor seine Sache gut machte. Abgesehen davon war es ein Pflichtkurs.

Ich gähnte, als ich in unsere Straße einbog. Hoffentlich hatte sich meine Mutter schon ins Gästezimmer zurückgezo-

gen und wartete nicht mehr auf mich. Elf Uhr abends war spät für sie; daran hatte ich nicht gedacht, als ich sie bat, auf Ben aufzupassen. Der Kleine lag wahrscheinlich schon seit Stunden in seinem Bettchen und schlief. In unserer Straße war es dunkel und ruhig. Nur wenige Fußgänger waren noch unterwegs, aber das gab mir ein Gefühl der Sicherheit. Inzwischen lebte ich seit mehreren Jahren in Brooklyn und fürchtete mich eher vor der einsamen Stille in Vororten und auf dem Land als vor den vielen Menschen in der Stadt. In der Not, da war ich mir sicher, würden einem die meisten Fremden helfen.

Vor unserem Haus kramte ich die Schlüssel aus meiner Handtasche hervor. Darin lag auch mein Handy, und ich sah, dass ich es auf stumm geschaltet hatte. Also stellte ich es wieder laut. Sofort fing es an zu piepsen. Offenbar hatte meine Mutter sieben Mal versucht, mich zu erreichen. Mein Puls galoppierte. All die Dinge, die Ben zugestoßen sein konnten! Vielleicht war er die Treppe hinuntergefallen, an einem Brocken seiner Mahlzeit erstickt oder in der Badewanne ertrunken . . .

Ich stürmte die Treppe hoch und schloss hastig die Haustür auf. Sie öffnete sich direkt in unseren Wohnbereich mit Diele, Wohnzimmer, Esszimmer und Küche, die ineinander übergingen. Der Stuck an den hohen Decken war in den vergangenen hundert Jahren mehrfach übertüncht worden, aber wir hatten ihn wieder freigelegt. Überall brannte Licht, doch meine Mutter war nirgends zu sehen.

«Mom?»

Da kam meine Mutter die Treppe hochgelaufen. Sie hatte gelegen, denn ihr kurzes rostrotes Haar war auf einer Seite platt gedrückt. Geschlafen hatte sie offenbar nicht, denn ihre Augen wirkten hellwach, wenn auch gerötet.

«Ist mit Ben alles in Ordnung?»

«Ihm geht es gut. Er schläft.» Meine Mutter brach in Tränen aus, trat zu mir und drückte mich an sich.

«Was ist denn passiert? Warum hast du so oft angerufen?»

«Warum bist du nicht drangegangen?»

«Ich hatte auf stumm geschaltet, um die anderen im Kurs nicht zu stören. Was ist denn los?»

«Mac habe ich auch versucht zu erreichen. Aber der hat sein Handy hier liegenlassen, als er kam, um sich umzuziehen. Als ich ihn angerufen habe, hat es hier geklingelt. Wie könnt ihr denn unerreichbar sein, wenn ich hier mit Ben allein bin?»

«Was hast du denn früher gemacht, wenn du mit Dad aus warst? Da hattet ihr doch auch noch kein Handy.»

«Wir haben dem Babysitter genau gesagt, wo wir waren, und die Telefonnummern des Restaurants, des Kinos oder der Freunde, die wir besucht haben, hinterlassen.»

«Du hättest im College anrufen können.»

«Das habe ich. Aber da war nur die Mailbox der Zentrale dran. Um weiterzukommen, brauchte man eine Durchwahl, und die hatte ich nicht.» Meine Mutter klang ungehalten.

Jetzt weinte sie wieder. Mein Vater war schon vor einiger Zeit gestorben. Jon, mein einziger Bruder, war mit seiner Familie ans andere Ende des Landes nach Los Angeles gezogen. Seitdem war meine Mutter einsam und empfindlicher als früher. Aber diese Aufregung fand ich jetzt doch übertrieben.

«Gut, aber was ist denn nun los?»

«Die Polizei von Bronxville hat angerufen.»

Bronxville lag in Westchester. Mac war dort aufgewachsen.

«Und weshalb?»

«Sie haben Hugh und Aileen» – das waren Macs Eltern –
«im Haus gefunden.»

«Gefunden? Was soll das heißen?»

«Sie wurden ermordet», flüsterte meine Mutter, als befürchte sie, die Worte könnten sonst nach unten dringen und Ben erreichen. «Es war ein Raubüberfall, der aus dem Ruder gelaufen ist. So haben sie es jedenfalls ausgedrückt.»

Die Worte klangen so unreal, dass sie kaum zu mir durchdrangen. «*Sie sind beide tot?*»

Meine Mutter starrte mich an und nickte. Ihre Augen waren blutunterlaufen. Sie musste viel geweint haben.

«Das glaube ich nicht.» Benommen ging ich zum Sofa und ließ mich hineinfallen.

«Das kann ich mir denken. Ich weiß, wie das ist.» Meine Mutter setzte sich neben mich.

«Hugh und Aileen? Beide tot?»

«Die Polizei nimmt an, dass es am späten Nachmittag geschehen ist. Aber wieso waren sie da zu Hause? Das begreife ich einfach nicht. Sie arbeiten doch den ganzen Tag in ihrem Laden.»

«Nicht am Montag. Da ist er geschlossen.»

«Ja, aber wieso denn? Weshalb machen sie denn montags zu?»

«Es war ihr freier Tag. So haben sie es immer gehalten. Eine Tradition aus ihrem alten Leben in Europa. Ausnahmen haben sie nie gemacht.»

«Die Diebe müssen gedacht haben, es sei niemand im Haus.»

«Wahrscheinlich. Ich kann es einfach nicht glauben. Hugh und Aileen?»

«Der arme Mac», sagte meine Mutter, und mir wurde schlagartig klar, dass ich ihm die schlimme Nachricht überbringen musste.

ZWEI

Selbst so spät an einem Montagabend herrschte auf der Smith Street lebhaftes Treiben. Fast an jeder Ecke gab es eine Bar, aus der Betrunkene torkelten oder in einer Wolke aus Zigarettenqualm davor auf dem Bürgersteig standen. Der Tag war heiß gewesen, doch jetzt hatte sich die Luft angenehm abgekühlt. Jeder Schritt fühlte sich schwer an, als ich das Boat suchte, in dem sich Mac mit Billy verabredet hatte, denn in mir sträubte sich alles dagegen, Mac eine Nachricht überbringen zu müssen, die seine Welt auf den Kopf stellen würde. Inzwischen hatte ich die Polizei in Bronxville angerufen. Dort hatte man bestätigt, was meine Mutter berichtet hatte. Die Worte des Polizisten klangen mir noch in den Ohren.

«Wie ich gehört habe, war es ein Blutbad.»

Unverblümt grausame Worte, die ich aber schweigend schluckte.

Einfühlungsvermögen brachte man den Polizeianwärtern auf der Schule nicht bei, das wusste ich selbst.

Fünf oder sechs Blocks lagen schon hinter mir. Eine Bar namens Boat hatte ich nirgends entdeckt, aber vielleicht war ich auch daran vorbeigelaufen.

Ich stellte mich zu einer plaudernden Gruppe Partygänger. «Entschuldigung.»

Eine junge Frau in einem Minikleid mit Spaghettiträgern sah sich um. Ihr rechter Arm war vom Handgelenk bis zur Schulter mit Blüten tätowiert.

«Wissen Sie, wo das Boat ist?»

«Drei Blocks hinter Ihnen. Der Name steht nicht dran. Halten Sie nach einer roten Telefonzelle Ausschau.»

Die Frau taxierte mich. Offenbar konnte sie mich nicht einordnen, denn ich war zu jung, um die Mutter von jemandem hier zu sein, aber zu alt, um mich nachts in Bars herumzutreiben. Sie drehte sich wieder zu ihren Freunden um.

Ich lief zurück und fand die Bar. Auch hier stand bis zu der roten Telefonzelle hinaus eine Rauchergruppe auf dem Gehweg. Im Lokal waren alle Wände rot gestrichen, und die Zeile eines Songs schnitt mir ins Herz ... *im Galgenschatten deines Stammbaums* ...

Ich musste an den Baum denken, der brutal gekappt worden war, mitsamt seinem Schatten.

Dann atmete ich tief durch und ging weiter.

Ich musste es Mac sagen.

Aber ich wollte es nicht tun.

Allein der Gedanke daran war mir unerträglich.

Und dennoch führte kein Weg daran vorbei.

Das Licht war hier schummrig, der Innenraum nur zur Hälfte besetzt. Hinter der Theke reihten sich vor einem Spiegel glänzende Flaschen. Mein Blick wanderte suchend über die Menschen, die an der Theke hockten. Mac befand sich nicht unter ihnen. Ich durchquerte die Bar zu einem nach hinten gelegenen Raum. Dort saßen sie: Billy und Mac an einem Tisch in der hintersten Ecke. Es war genau, wie ich es mir vorgestellt hatte: ein Schwarzer und ein Weißer, die allein inmitten der anderen saßen. Sie hatten die Köpfe zusammengesteckt, vertieft in eine vertrauliche Unterhaltung. Auch die Gäste ringsum waren Polizisten. Zwar gehörten Mac und ich nicht mehr dazu, aber die Verbundenheit spürten wir noch immer sofort.